

0.10.00. / 131.

---

---

SITZUNGSBERICHTE

1913.  
XXXVII.

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

---

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 17. Juli.  
Mittheilung vom 30. Januar.

---

**Westeuropa als alter Kulturkreis.**

VON CARL SCHUCHHARDT.

---

---

Sonderabdruck.

Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.  
In Commission bei Georg Reimer.

(Preis M 1.—)

100

100

100

100

100

100

## Westeuropa als alter Kulturkreis.

VON CARL SCHUCHHARDT.

In den Formsystemen, die wir Stile nennen, charakterisieren sich für uns Zeiten und Völker.

H. WÖLFFLIN, Sitzungsber. vom 7. Dez. 1911.

Schon im steinzeitlichen Europa heben sich stilistisch verschiedene Kulturkreise deutlich voneinander ab. Das ist am leichtesten an der Keramik zu erkennen. Ihre irdenen Töpfe, Eßschalen und Trinkbecher haben sich die Leute fast immer selbst gemacht, sie zeigen die eigene Auffassung und Überlieferung des Volkes, während Stein- und Metallwaren durch den Handel leicht über weite Gebiete vertrieben werden. Die Kunst, Gefäße aus Ton herzustellen, ist aber erst eine Errungenschaft der jüngeren Steinzeit. Vorher muß das Eß- und Trinkgeschirr aus anderem, aus vergänglichem Stoff bestanden haben, und welcher das war, wie es in den verschiedenen Gegenden bald dieser, bald jener war, das läßt sich vielfach den ältesten Tongefäßen ansehen, da sie zunächst eben jene voraufgegangenen nachahmen, deren Stoff und Struktur in ihrer eigenen Form und Verzierung widerspiegeln.

Einen Anhalt, mit welchen Stoffen wir zu rechnen haben, liefern uns heutige primitive Völker. In dem für Europa am meisten in Betracht kommenden Afrika ist der hartschalige Kürbis das von der Natur gegebene Gefäß. In ganzer Gestalt liefert er die Flasche, von oben her weniger oder mehr beschnitten den Vorratstopf, den Eßnapf, die Schale; in kleinerem Kaliber die Tasse. Alle diese Formen werden dann auch in Flechtwerk nachgeahmt, und zwar zum Teil in der biegsamen Matten-, zum Teil in der starren Korbflechtereie, die feste Spanten, Ringe und Holzböden verwendet. Die Dichtung dieser Flechtereien mit Honig oder Harz gelingt so gut, daß auch große bauchige Milchflaschen keinen Tropfen durchlassen.

In anderen Gegenden bietet die Natur andere Formen. Wo Birken oder Bambus wachsen, macht man sich aus den Abschnitten ihres Schaftes Gefäße, und die damit aufgebraachte zylindrische Form lebt nachher durch Zeiten und Völker in Flechtwerk, in Leder, in Metall, in Ton, Fayence und Glas weiter.

Aus solchen Beobachtungen heraus habe ich schon vor einigen Jahren die beiden im steinzeitlichen Deutschland längst unterschiedenen Kulturkreise der »Bandkeramik« im Süden und der »Megalithkeramik« im Norden stilistisch dahin charakterisiert, daß im Süden die Naturform des Kürbis beibehalten ist und die Verzierung des Gefäßes entweder seine Umschnürung, die es widerstandsfähig und tragbar machte, darstellt oder in spielenden Linien die Flächen belebt; daß dagegen im Norden die Napf- und Schalenabschnitte des Kürbis übersetzt sind in Korbflechtereien, die für die ganze Form eine von der Bandkeramik völlig abweichende Straffheit und Eckigkeit hervorgerufen hat und in dem Hervorheben von Rand und Boden, dem Verzieren der Wandung, dem Einflechten der Henkel sich noch weiter zu erkennen gibt. Ja diese norddeutsche Keramik will auch in der Art, wie sie ihre Verzierungen in »Tiefstich« anbringt, die Korbflechtereien vortäuschen: das senkrechte oder schräge Übereinandergreifen der Flechthalme, die bei ihrer Kreuzung immer ein Loch neben sich lassen<sup>1</sup>. (Fig. 1.)

Fig. 1.



Steinzeitliche Tonnäpfe a) mit Spiralbandverzierung aus Herbitz (Böhmen) Vorgesch. Abt. Berlin, b) von Driehausen, Kreis Osnabrück, Prov.-Mus. Hannover. Größe etwa  $\frac{1}{4}$ .

Es ist nur natürlich, daß der Kürbisstil im Süden, der Korbstil im Norden herrscht. In ganz Italien finden sich in der Steinzeit die Kürbisformen der Tongefäße, noch bei Worms mit ihnen Elfenbeinadeln und Spondylusmuscheln<sup>2</sup> als Zeugen des direkten Verkehrs mit dem Mittelmeere. Den Norden erreichte ein wirklicher Kürbis nur selten, man schuf sich hier seine Gefäße aus dem einheimischen Flechtmaterial und wollte nachher, wie es immer geht, das billige Surrogat der neuen Tongefäße den soliden alten Flechtereien möglichst ähnlich erscheinen lassen.

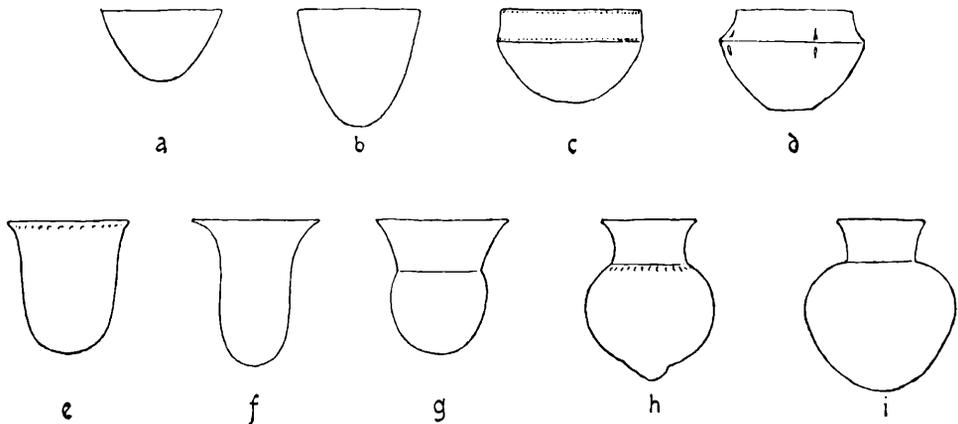
1. Keramik. Neben diese beiden zunächst greifbaren keramischen Stile in Nord- und Süddeutschland tritt nun aber ein dritter in Westdeutschland. Man pflegt hier »Michelsberger Keramik« eine Gefäßgattung zu nennen, die in geschlossener Formenreihe auf dem Michels-

<sup>1</sup> SCHUCHHARDT, Prähist. Zeitschr. I, 1909, Taf. VI, IX—XI.

<sup>2</sup> KÖHL, Festschrift Worms 1903, S. 27.

berge bei Bruchsal und in einzelnen Stücken auch sonst vielfach im Rheinlande und bis nach Württemberg hinein aufgetreten ist. Ihre Formen zeigen eine folgereehte Entwicklung vom einfachen, etwa der hohlen Hand nachgebildeten Napf (Fig. 2, a b), zu dem tieferen beutelförmigen »Glockenbecher« (e), der dann im oberen Teile erst wenig, dann mehr eingeschnürt wird (f g »Tulpenbecher«) und so als letztes eine überraschend wohlgebildete Amphorenform zeitigt (h i). Eine Standfläche haben diese Gefäße noch sehr selten; sie enden unten beuteligrund. Auch ein Ornament haben sie fast niemals; höchstens, daß am Rande oder an der Einschnürungsstelle Eindrücke oder Punk-

Fig. 2.



Formentwicklung der Michelsberger Keramik, nach den Originalen im Museum zu Karlsruhe.

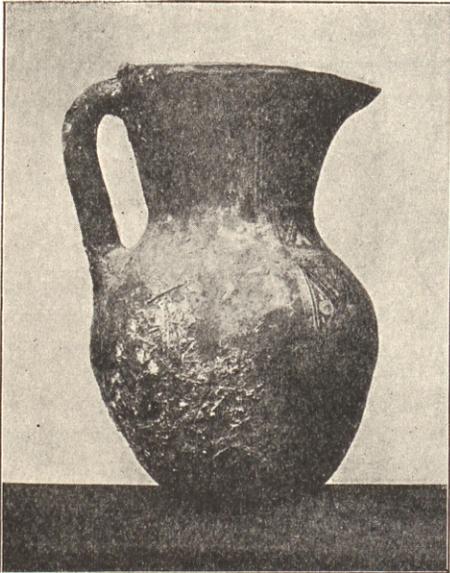
tierungen umlaufen. Es sieht ganz aus, als ob die Vorbilder dieser Tongefäße aus einem weichen, dehnbaren Stoff, etwa Leder, oder einem geschmeidigen Gewebe bestanden hätten. Techniker haben mir gesagt, daß man die Grundformen des Napfes und Bechers mit Leichtigkeit aus einem Stück Leder über einem runden Stein »schlagen« könne. Die Ornamentlosigkeit spricht sehr für einen solchen Naturstoff, der eben keine Strukturlinien bot; die Eindrücke am Rande deuten auf Reifen oder Holzbänder, die zur Versteifung eingelegt waren (Fig. 2 c d und e); die an der Einschnürungsstelle (Fig. 2 i) auf die durchgezogene Schnirre oder die Fältelung, die sich im Schulterteile bildete.

Ich habe für diesen Stil vor zwei Jahren<sup>1</sup> nur zaghaft auf das Leder hingedeutet und ihn nicht nach diesem doch immerhin zweifelhaften Stoff, sondern lieber nach seiner Form als »Beutelstil« bezeichnet. Ich will dabei auch heute bleiben, obwohl inzwischen mein Vertrauen auf das Leder durch verschiedene Momente gestärkt worden ist. Zum

<sup>1</sup> Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 146.

ersten ist mir in der Ägyptischen Abteilung unserer Museen eine große Kanne vor Augen gekommen, die ganz aus einem Stück Leder hergestellt ist (Fig. 3). Sie hat sogar annähernd die Form wie die entwickeltsten Michelsberger: bauchigen Unterteil und eingeschnürten Hals. Die Henkel sind eingezapft und festgeklebt, die Verzierungen aus geschnittenen Papyrusstreifchen aufgesetzt. Das Stück ist 1900 im Fayum erworben und stammt aus römischer Zeit. Es zeigt, daß man im Altertum derartige Formen in der Tat aus einem Stück Leder herzustellen

*Fig. 3.*



Lederkanne aus dem Fayum.  
Ägypt. Abt. Berlin, 14763. Größe  $\frac{1}{6}$ .

*Fig. 4.*

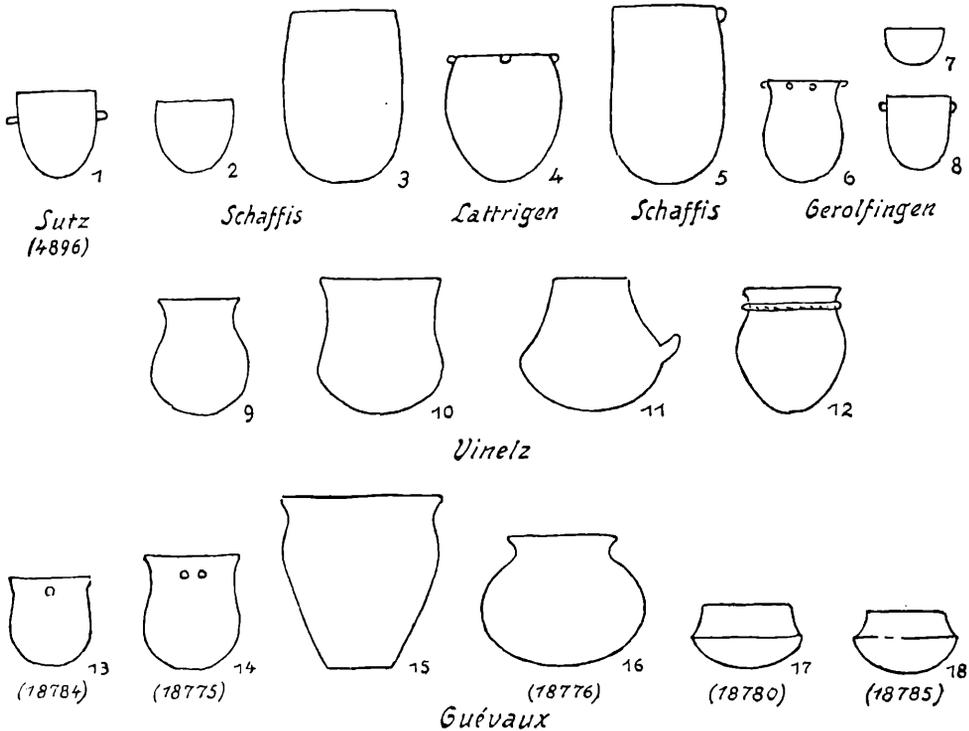


Scherbe eines bandverzierten Tongefäßes aus  
Leihgestern. Museum Gießen. Größe  $\frac{1}{2}$ .

verstand, und wenn man das noch in römischer Zeit tat, wo man es gar nicht mehr nötig hatte, wo es nur noch ein Sport war, so werden wir es um so eher für die frühen, keramiklosen Zeiten annehmen dürfen. Denn daß man in diesen gerade das Leder schon vielfältig benutzt hat, hat mir eine zweite neue Beobachtung gezeigt. Man hatte immer schon gesehen, daß im französischen Moustérien, der paläolithischen Kulturstufe, die nach dem Urteil der weitaus meisten heutigen Forscher der letzten Eiszeit unmittelbar voraufgeht, zum Teil schon in sie übergeht, eine Menge von Werkzeugen auftreten, die zur Fellbearbeitung gedient haben müssen, zum Abkratzen der Haare, Einbohren der Nahtlöcher usw. Bei Les Eyzies habe ich nun vorigen Herbst (1912) in einer großen Anlage gegraben, die nach der Verteilung der Gruben und nach den in ihnen gefundenen Werkzeugen:

Moustérien-Kratzern sowie Kieselsteinen — die zum Teil als Unterlage, zum Teil als Reib- und Klopffsteine dienten —, wohl nur eine Gerberei und Lederfabrik gewesen sein kann. Ihre genaue Beschreibung muß ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten. Das dritte Moment ist nur eine Kleinigkeit: auf einer bandkeramischen Scherbe

Fig. 5.



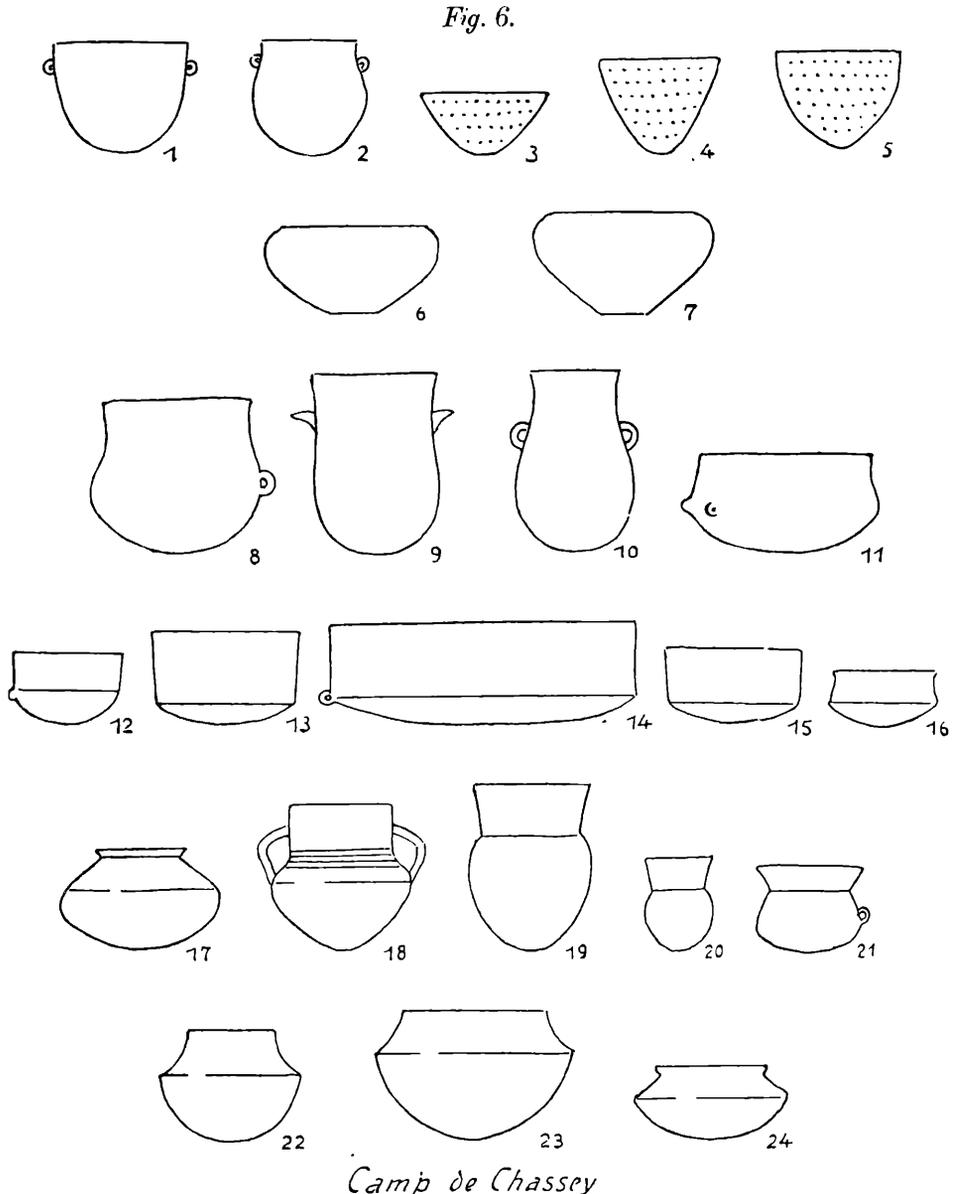
Tonggefäße aus Pfahlbauten der Stein-Kupferzeit am Bieler See. Museum Bern.  
• Größe durchweg  $\frac{1}{6}$ .

im Museum zu Gießen findet sich als Randverzierung ein Auf- und Untertauchen des breiten Nähfadens, das in ganz augenfälliger Weise die Herstellung des Ledersaumes vorführt (Fig. 4). Die in natura erhaltene Felltasche eines Hallstätter Bergmannes zeigt in ganz gleicher Weise die Abnähung der Ränder<sup>1</sup>.

Hat man nie daran gezweifelt, daß im ersten menschlichen Hausrat die Tierhaut eine hervorragende Rolle gespielt hat, daß sie Zelt-dach, Decke, Gewand, Tasche, Köcher, Eimer geliefert hat, so wird man sich nicht wundern, sie auch zu Gefäßformen verwandt und diese Verwendung auf dem weiten Gebiete der paläolithischen Kultur verbreitet zu sehen. Daß die Michelsberger Keramik sehr ähnlich

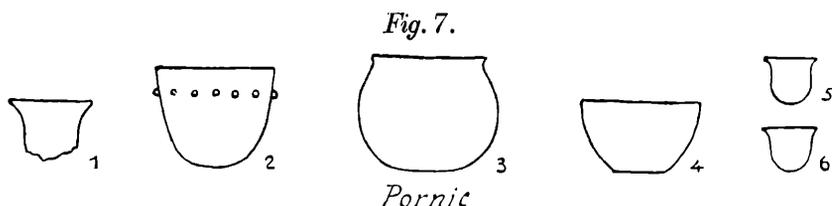
<sup>1</sup> Abgebildet bei OBERMAIER, Der Mensch der Vorzeit, 1913, S. 572.

ist der aus den Pfahlbauten der Westschweiz, hat man immer schon gesehen und sie deshalb vielfach direkt »Pfahlbaukeramik« genannt. Die Schweizer Formen erscheinen etwas mehr beeinflusst durch den südlichen Kürbis, und sie haben es nicht bis zu der klassischen Amphora vom Michelsberge gebracht, aber die gängigen Formen, von dem beutelförmigen Napf zum geschweiften Becher und dem Kump mit eingelegtem Reifen sind da, und der Stil ist im ganzen derselbe (Fig. 5).



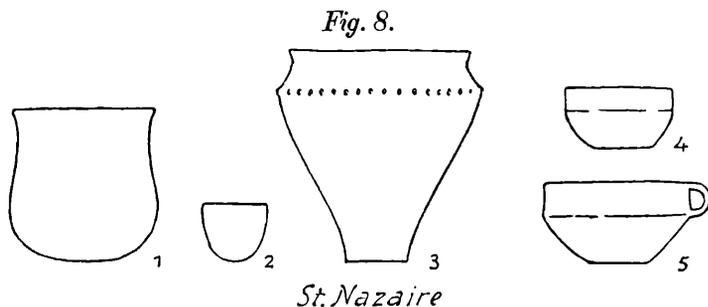
Tongefäße vom steinzeitlichen Camp de Chassey. Museum Autun. Größe etwa  $\frac{1}{7}$ .

Überraschend war mir nun jüngst (1912) bei einer Bereisung Frankreichs und eines kleinen Teiles von Spanien, daß auch die dortige Keramik der Stein- und ältesten Bronzezeit, gemeinlich »Dolmenkeramik« genannt, durchaus dem in der Michelsberger Formenreihe ausgeprägten Beutelstile angehört. Es läßt sich dergleichen bei der ungenügenden Veröffentlichung des Materials bisher nur im Lande selbst erkennen. Besonders ist es die reiche Ausbeute an steinzeitlichen Gefäßen vom Camp de Chassey (zwischen Autun und Dijon), von DÉCHELETTE<sup>1</sup> schon in einigen Skizzen benutzt, die die Parallele zum Michelsberge deutlich macht.



Steinzeit-Tongefäße aus Pornic bei Nantes (gef. 1875). Musée Dobrée, Nantes. Größe etwa  $\frac{1}{9}$ .

Wie schon in der Westschweiz tritt auch in Frankreich die Kürbisform, im Gegensatz zum Michelsberge, deutlich hervor (Fig. 6, Chassey, 1. Reihe; Fig. 7, Pornic), dann folgen aber die bezeichnenden Formen vom einfachen Beutelnapf zu dem mit breitem Reif in der Wandung, zum geschweiften und geschnürten Becher. Besonders häu-

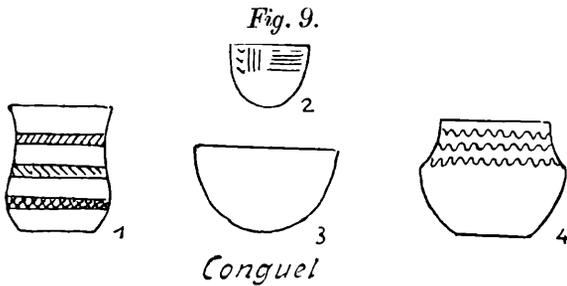


Tongefäße von St. Nazaire bei Nantes (gef. 1868). Musée Dobrée, Nantes. Größe  $\frac{1}{10}$ .

fig ist in Frankreich die Napfform, bei der die Wandung über den eingelegten Reifen in leiser Einbiegung hinaufgezogen ist, so daß beim Reifen sich ein Knick bildet und die Randöffnung beträchtlich enger wird als die Bauchweite (Fig. 2 d u. 6, Reihe 6, auch Fig. 8—10). Diese Form scheint besonders in Südfrankreich und nach Spanien hinein verbreitet; ich sah sie zahlreich im Museum von Montpellier; auch die vom Plateau de Gers (Hautes Pyrénées) ins Museum von

<sup>1</sup> Manuel d'archéologie Bd. I, S. 555 f.

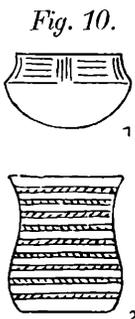
St. Germain gelangten Steinzeitgefäße stellen sie dar. Aus ihr abgeleitet, indem das Gefäß nach unten verlängert wurde und dort eine Standfläche erhielt, erscheint die Eimerform von Fig. 8, Mitte (St. Nazaire b. Nantes), die mehr im Westen und Nordwesten von Frankreich sich findet und sehr zahlreich in verschiedenen Abwandlungen in England vorkommt; davon wird weiterhin noch die Rede sein.



Tongefäße aus dem Dolmen du Conguel, Quiberon (gef. 1891). Schloß Kernuz bei Pont l'Abbé, Bretagne. Größe etwa  $\frac{1}{9}$ .

Durchweg ist diese französische Keramik ebenso wie die vom Michelsberge und in der Schweiz ornamentlos (s. Fig. 6). Nur auf gewissen Formen stellen sich hier und da Verzierungen ein: auf großen Vorratsgefäßen eine Strickumschnürung (Montpellier), auf Näpfen Motive der Korbflechterei

(Fig. 9 — 11), die zum Teil wohl im Austausch aus Nordwestdeutschland bezogen sind, im Austausch etwa gegen geschweifte Becher, zum Teil aber auch der einheimischen Flechtereie, die ja nicht gefehlt haben kann, entnommen sein werden. Am häufigsten tritt uns



*Rosmeur*  
Tongefäße aus dem Grabhügel Rosmeur. Schloß Kernuz, Bretagne. Größe etwa  $\frac{1}{9}$ .

Verzierung entgegen auf den Glockenbechern, und zwar in einer Weise, daß oft das ganze Gefäß in horizontalen Streifen damit überzogen ist; »Zonenbecher« pflegt man sie deshalb auch zu nennen (Fig. 9, 1; 10, 2). Diese Verzierung stammt nicht von der eigentlichen Korbflechterei, denn es fehlt jegliche Andeutung der Struktur des Korbes, sondern vielmehr von einer weichen Mattenflechterei oder Weberei<sup>1</sup>. In diesen Techniken finden sich die Motive der Zonenornamentik immerfort. Auf dem bekannten im Alphaios bei Olympia gefundenen Bronzepanzer des 5. Jahrhunderts v. Chr. z. B., auf dem eine Prozession dargestellt ist, trägt der bärtige Mann einen ganz mit Zonenornamentik bedeckten Rock<sup>2</sup>. Auf manchen Zonenbechern wiederum ist durch Stempelung so sehr der Eindruck eines Gewebes hervorgerufen, daß man vielfach gemeint hat, es sei tatsächlich ein grobes Leinengewebe darauf abgedrückt worden (Fig. 12).

Daß wirkliches Mattengeflecht als Vorbild tatsächlich in Betracht kommt, zeigt ein Grabfund aus der letzten Steinzeit in Spanien. In

<sup>1</sup> Vgl. Prähist. Zeitschr. I, 1909, S. 42, Abb. 1.

<sup>2</sup> FORRER, Reallexikon S. 572, 4.

Fig. 11.

*Butten er harch*

Tongefäße aus dem steinzeitlichen Dolmen Butten er harch en Groix (Morbihan). Schloß Kernuz.  
Größe etwa  $\frac{1}{9}$ .

einer andalusischen Höhle waren die Skelette mit ihrer Bekleidung und Ausrüstung so wohl erhalten, daß man ein paar heile Korbgefäße heben konnte und erkennen, daß die Leichen auch mit Mützen und Gewändern aus Mattengeflecht bekleidet waren<sup>1</sup>.

Der Zonenbecher findet sich im Übergange von der stein- zur bronzezeitlichen Keramik in Spanien, Portugal, Frankreich und dem

Fig. 12.



Zonenbecher von der Donauinsel Csepel bei Budapest. Vorgesch. Abt. Berlin.  
Größe etwa  $\frac{1}{3}$ .

Rheinlande überall, ganz besonders häufig ist er in England, wo er mit den verschiedenen Abarten des Reifennapfes (s. oben Fig. 2, d und Fig. 8, 3—5) das Feld beherrscht. Der Reifennapf hat mit seiner hohen Eimerform, die wir schon in Frankreich kennen gelernt haben, in England eine neue Abart gezeitigt, nämlich die Kragenurne. Der Rand des Gefäßes erscheint als ein Umlegekragen; wieder ein Beweis dafür, daß diese Tongefäße stilistisch rechnen mit einem weichen Stoff, durch dessen Umklappen der Rand verstärkt werden soll<sup>2</sup>. Ganz Britannien steht, abgesehen von einigen Spuren des Kürbisbechers<sup>3</sup> und des Stammschoppens<sup>4</sup>, unter dem Zeichen des Zonenbeckers und Reifeneimers.

In Spanien sind wir über die steinzeitliche Keramik noch mangelhaft unterrichtet. Die wenigen Stücke, die aus der Gegend von Nu-

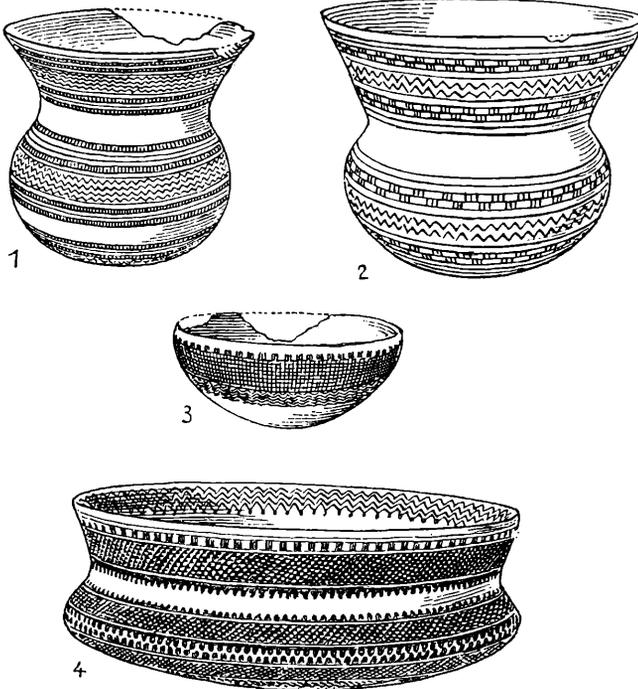
<sup>1</sup> In der Cueva de los Murcielagos. Abgebildet bei CARTAILHAC, Ages préhist. de l'Espagne et du Portugal, 1885, S. 77.

<sup>2</sup> Über die englische Keramik aus der Zeit des Überganges von der Stein- zur Bronzezeit (2500—2000 v. Chr.) erhalten wir jetzt einen guten Überblick durch die große Publikation von ABERCROMBY: Bronze age pottery of Great Britain and Ireland, Oxford 1912. Darin füllen die Zonenbecher Taf. 5—21, die Reifeneimer Taf. 29—45 und wieder 84—104, die Kragenurnen Taf. 62—79.

<sup>3</sup> ABERCROMBY, Taf. 46—48.

<sup>4</sup> Ebenda, sporadisch auf Taf. 21, 32, 92—95.

Fig. 13.



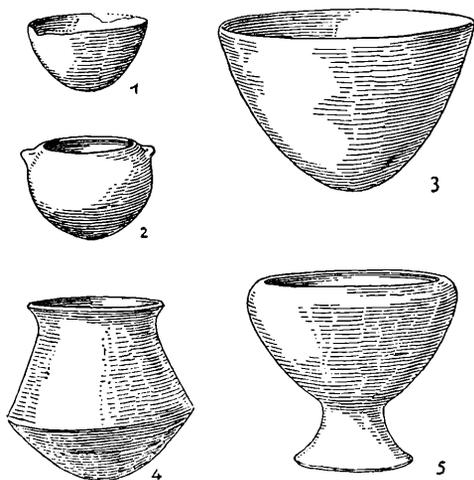
Tongefäße von Ciempozuelos bei Madrid. Kgl. Akad. Madrid.  
 Nach Boletín de la Real Academia de la Historia, XXV. 1894, Taf. 2, 6, 7, 9.  
 Größe  $\frac{1}{4}$ .

mantia nach Mainz und Berlin gekommen sind, lassen als Grundformen Kürbis und Kugel erkennen. Klar spricht sich in den alten Funden von Ciempozuelos (bei Madrid) die der Stein-Kupferzeit angehören, der Michelsberger Beutelstil aus (Fig. 13): der kleine Napf c hat noch die Form des abgeschnittenen Kürbis, zeigt mit seiner Verzierung aber, daß man sich ihn geflochten dachte, bei d ist derselbe Napf am Halse eingeschnürt, die hohen Gefäße a und b vollends zeigen bei kugligem Unterteil die Einschnürung am Halse und das Abstehen des Kragens so charakteristisch wie nur irgendein entwickeltes Michelsberger Stück. Auch in dem reichen Material, das die Brüder SIRET (in den 80er Jahren) aus Gräbern der frühen Bronzezeit bei Almeria gewonnen haben (Fig. 14), macht sich neben der Kürbisform der Beutelstil bemerkbar. Es findet sich der ganz einfache Napf wie Michelsberg Fig. 2 a und der Glockenbecher, besonders häufig der Reifennapf, wie er in der Michelsberger Reihe oben Fig. 2, d vorgebildet ist. Eine neue Form entsteht dadurch, daß der einfache Napf (Fig. 14, a b) auf einen niedrigen Tonuntersatz<sup>1</sup> gestellt wird und dann mit diesem zu einem ansehnlichen

<sup>1</sup> Wie bei SIRET, Premiers ages du métal en Espagne 1887 pl. 62, 74.

Pokal zusammenwächst (Fig. 14, 5), demselben, der uns nachher in der mykenischen Kultur so außerordentlich häufig in Gold wie in Ton begegnet. Die Form ist aber in Spanien entstanden, da wir hier ihre Vorstufen erkennen, während uns im Osten gleich das fertige Gefäß, sogar mit einem Henkel ausgestattet, entgegentritt.

Fig. 14.



Tongefäße von El Argar, Spanien.  
Vorgesch. Abt. Berlin. Größe  $\frac{1}{4}$ .

Die Ausstrahlungen des alten westeuropäischen Beutelstils lassen sich nach verschiedenen Richtungen verfolgen, wie hier für heute nur im allgemeinen gezeigt werden soll. Im Norden gehören die wenigen Töpfe, die in den Kökenmöddingern, also im Frühneolithikum zutage gekommen sind, ihm an<sup>1</sup>. Das mag auffallen, aber wie schon das ganze Rheinland ursprünglich zum westeuropäischen Kreise gehört, so sehen wir auch an der Nordseeküste mehrfach Zonenbecher und grobe Nachahmungen von ihnen auftreten, und auch in der Megalithkeramik selbst fin-

den sich hier und da Anklänge an die westlichen Formen<sup>2</sup>. Nördlich vom Harz durch Thüringen nach Böhmen ziehen sich Zonenbecher und Aunjetitzer-Gefäße<sup>3</sup>, selbst in Galizien kommt gelegentlich noch ein geschnürter Becher vor<sup>4</sup> und ebenso in Südungarn<sup>5</sup>, ja noch in Südrußland<sup>6</sup>. Im Mittelmeer ist der schon erwähnte spanische Ursprung des mykenischen Pokals wohl unbestreitbar; ein Exemplar findet sich schon in Troja<sup>7</sup>. In Troja sind aber außerdem die großen Silbervasen<sup>8</sup> ganz außerordentlich verwandt den Ausgangsformen der Michelsberger Keramik (oben Fig. 2, g h). Im östlichen Kreise stehen sie ganz isoliert; weder in Ägypten, noch in

<sup>1</sup> MADSEN, MÜLLER USW., *Affaldsdynger fra stenalderen i Danmark* 1900, S. 72, 74, 109, 119, Taf. VIII. *Prähist. Zeitschr.* II, 1910, S. 150.

<sup>2</sup> *Prähist. Zeitschr.* I, 1909, Taf. X, 1, 2, 3. Ebenda II, 1910, S. 149 ff.

<sup>3</sup> Nach einem böhmischen Fundorte genannt, aber nach ihrer Form und ihren Begleitfunden vom Südwesten stammend (s. unten S. 757).

<sup>4</sup> M. MUCH, *Atlas der k. k. Zentralkomm.* Wien 1889. S. 30, Fig. 18.

<sup>5</sup> ROSKA, *Fouilles aux Remparts (Sánchezalom) de Perjámos (bei Temesvar)* 1909. „*Földrajzi Közlemenyek*“ Bd. 39, S. 8 und 12.

<sup>6</sup> *Prähist. Zeitschr.* IV, 1912, S. 441.

<sup>7</sup> HUBERT SCHMIDT, *Schliemann-Katalog* Nr. 161.

<sup>8</sup> HUBERT SCHMIDT, *Schliemann-Katalog* Nr. 5871, 5873, 5973. *Prähist. Zeitschr.* II, 1910, S. 152.

Cypern oder Syrien gibt es etwas Ähnliches. Auch daß gerade diese Vasen von Silber sind, weist auf Spanien, das einzige Land, wo das Silber rein vorkommt und wo es zur Zeit von Troja II schon so alltäglich war, daß bronzene und kupferne Beile silberne Niete hatten<sup>1</sup>. Eine Verbindung von Troja mit dem fernen Westen haben immer schon die buckelverzierten Knochenplatten angezeigt, die in mehreren Exemplaren in Troja II wie in Casteluccio auf Sizilien gefunden sind<sup>2</sup>. Die in Sizilien mitgefundene Keramik zeigt ebenfalls Verwandtschaft mit Troja<sup>3</sup>, zugleich aber Zugehörigkeit zu den geschnürten Bechern von Westeuropa, die bis in die Steinzeit zurückreichen (Michelsberg). So wird die Beziehung zwischen Spanien und Troja wohl eher auf dem Wege vom Westen nach dem Osten als umgekehrt zustande gekommen sein.

Wenn ich so an der Keramik beobachtet hatte, daß ein bestimmter Stil, ein »Formensystem« nach der vortrefflichen WÖLFFLINSCHEN Erklärung, d. h. eine organisch entwickelte Reihe, in Westeuropa allein herrschend ist, von der dann Teile, sei es in Gruppen, sei es einzeln, nach verschiedenen Richtungen abgewandert sind, so zeigte mir eine erweiterte Umschau bald, daß Westeuropa über mehr solcher Eigentümlichkeiten verfügt, daß es in den Formen der Geräte, in den wichtigen Gewohnheiten des Haus- und Grabbaues, in der Sicherung des Wohnsitzes durch den Burgenbau und in der Verehrung der Verstorbenen durch einen hochentwickelten Kult ebenfalls seinen eigenen Stil hat. Manches davon mag schon früh ums Mittelmeer herum verbreitet gewesen sein, der Brennpunkt der ganzen Kultur scheint aber in Westeuropa, insonderheit in Spanien und Südfrankreich gelegen zu haben, und schon im Paläolithikum hat grade da eine bis zu künstlerischem Schaffen emporgestiegene Kultur geherrscht, wo wir die tonangebenden Eigentümlichkeiten der folgenden Zeit zusammengedrängt sehen.

Ich will das im folgenden skizzieren.

2. Das sogenannte »spitznackige Beil« ist ein Steinbeil mit spitzem Nacken und breiter Schneide, im ganzen also von hochdreieckiger Form. Es war etwas oberhalb der Mitte, nach der Spitze zu, quergeschäftet. Man hat sich in Deutschland viel mit ihm beschäftigt, weil es immer als fremd, sowohl in der nordischen wie in der süd-

<sup>1</sup> SIRET, Taf. 48, 401.

<sup>2</sup> HUBERT SCHMIDT, Schliemann-Katalog Nr. 7953 f. Bull. di paletnol. XVIII, Taf. IV, 2, 13.

<sup>3</sup> HUBERT SCHMIDT, Schliemann-Katalog Nr. 1156, 1214, 1418 f., 1996 und Bull. di paletnol. XVII, Taf. 5, M 34; XVIII, Taf. III, 8a; XXI, Taf. VI, 13.

deutschen Kultur, empfunden wurde. Von den nordischen Beilen, den breitnackigen mit fast parallelen Seiten, und den durchlochten Äxten und Hämmern weicht es nicht bloß in der Form, sondern auch im Material ab. Während sie den einheimischen Feuerstein, Grünstein, Alaunschiefer, auch Kalkstein oder Grauwacke benutzt haben, pflegt das spitznackige Beil aus den edleren und ortsfremden Gesteinen des Nephrit, Jadeit, Serpentin, Porphyrit zu bestehen<sup>1</sup>. Es tritt am Rhein und in Süddeutschland ziemlich häufig auf, auch in Mitteldeutschland in Depot- und Einzelfunden nicht selten, in Norddeutschland dagegen äußerst spärlich. Demgegenüber habe ich es in Frankreich in den Sammlungen geradezu herrschend gefunden, in Rennes z. B. war das Verhältnis der spitznackigen zu den andern Formen wie 100:1. Das Museum von Vannes zeichnet sich durch außerordentlich große und schöne solche Beile aus. In Nantes (Musée Dobrée) liegen zwei mit noch leidlich erhaltenem Schaftstab; der Stab ist im ganzen 53 cm

Fig. 15.



Geschäftetes Steinbeil.

Gefunden bei Anlage des Hafens von St. Nazaire.  
Musée Dobrée, Nantes. Größe etwa  $\frac{1}{7}$ .

lang, bei 43 cm ist das Beil eingelassen (Fig. 15). In Paris (Jardin des Plantes) enthält die Sammlung Vibraye auch 13 spitznackige Beile aus Irland.

In Frankreich wächst das spitznackige Beil organisch aus den Formen des letzten Paläolithikums heraus. Das ließen deutlich erkennen die noch nicht polierten, sondern einfach behauenen Stücke aus dem Magdalénien und dem Campignien von Tréon bei Dreux im Museum zu Chartres (Nr. 1545. 1556. 1561. 1562. 1564. 1566), solche aus den Werkstätten von Gr. Pressigny (Indre et Loire) im Jardin des Plantes zu Paris (Coll. Vibraye Nr. 15868—15881) oder im Museum zu Angoulême von Cronin (Charente) und im Museum zu Brive von Journet (Samml. Gaston Lépinay).

In Straßburg hat nun FORRER beobachtet, daß die »Pfahlbaukeramik« fast immer von Steinwerkzeugen aus ortsfremdem Gestein begleitet ist, und SCHLIZ hat schon 1908 ausgesprochen (Frankfurter Vortrag Anthr. Korr. Bl.), daß das spitznackige Beil sich durch Süd-

<sup>1</sup> SCHLIZ, Anthr. Korr. Bl., Kongreß Frankfurt a. M., 1908, S. 92—96.

deutschland besonders verfolgen läßt nach den Höhenpunkten, die die Siedlungen der Bevölkerung mit Pfahlbaukeramik sich ausgesucht haben.

3. Ein drittes Merkmal des westeuropäischen Kreises bildet die breite Dolchklinge. Die breiteste, die es gibt, der sogenannte Dolchstab, ein an einem Stabe quergeschäfteter Kupfer- oder Bronzedolch, nachgeahmt dem so geschäfteten Steinbeil, und tatsächlich auch der ältesten Metallzeit angehörig (MONTELIUS' Periode I<sup>1</sup>), wurde früher gemeinlich für norddeutsch gehalten. Schon M. MUCH hatte seinen Ursprung nach Spanien verlegt und HUBERT SCHMIDT hat diese Auffassung neuerlich bestätigt<sup>2</sup>. In den Gräbern der Almeriagegend sind diese Dolchstäbe sehr häufig, sie haben hier, wie schon erwähnt, öfter silberne Niete, sind also sicher in der Gegend gemacht, die das damals noch seltene Metall bequem zur Hand hatte. Sie bestehen vielfach aus reinem Kupfer, und auch dies Kupfer ist nicht von auswärts, etwa von Cypern, gebracht, sondern ebenfalls im Lande selbst gewonnen. Schon um 1880 sind in der Provinz Huelva alte Kupfergruben gefunden, die viele Bergmannshämmer aus Diorit enthielten und in ihrer Nähe Gräber mit rohen Beilen und Messern aus Kupfer aufwiesen. Trotzdem Spanien archäologisch noch so wenig durchforscht ist, erweist es sich, allein durch die Ausgrabungen der Gebrüder SIRET, heute schon »als das in prähistorischer Zeit kupferreichste Land der Erde«<sup>3</sup>. In Deutschland dagegen sind die nach spanischer Art technisch fein geschäfteten Klingen selten, meist ist schon Klinge und Schaft zusammengelassen. Für die Waffe ist also Spanien das Ursprungsland, in Deutschland sind die feinen Stücke Import, die andern einheimische Nachahmung.

Seit wir dies wissen, tritt die Form der west- und südeuropäischen Klingen in scharfen Gegensatz zu den nordischen. Der »trianguläre Dolch«, der sich auch vielfach in Deutschland findet, ist immer schon als Importstück aus Italien angesehen worden. Beides aber, der spanische Dolchstab und der italische trianguläre Dolch, haben an ihrer Wurzel die doppelte oder dreifache Breite der nordischen Klingen. Die Erklärung liegt wohl darin, daß es in Spanien in der letzten Steinzeit ganz besonders breite Silexklingen gab<sup>4</sup>, die dann von der aufkommenden Metalltechnik nachgeahmt wurden. Tatsächlich ist in ganz Spanien, Frankreich und England die breite Klinge herrschend geworden. Überall habe ich sie in den Museen gesehen, in Narbonne,

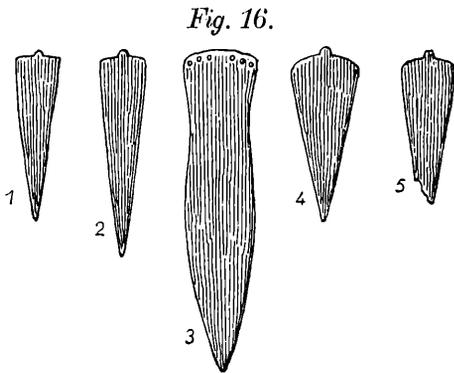
<sup>1</sup> MONTELIUS, Om tidsbestämning 1885, Taf. I, Olshausen, Ethn. Zeitschr. 1886, S. 485.

<sup>2</sup> Prähist. Zeitschr. I, 1909, S. 124 ff.

<sup>3</sup> M. MUCH, Die Kupferzeit in Europa, 2. Aufl., 1893, S. 119, wo der umfassende Nachweis für die Bedeutung Spaniens in dieser Beziehung erbracht ist.

<sup>4</sup> CARTAILHAC, Ages préhist. de l'Espagne etc., 1885, S. 87—89.

Mende, Saumur, Kernuz bei Pont l'Abbé. Im Schlosse Kernuz, wo die Sammlung des eifrigen Forschers PAUL DU CHATELLIER aufbewahrt wird, habe ich die beifolgenden Skizzen genommen (Fig. 16, 17). Besonders interessant ist aber, nach welchen Seiten diese breite Klinge weitergewirkt hat. Im nordischen Kreise tritt uns, abgesehen von den erwähnten Importstücken, immer die schmale Form entgegen, entsprechend dem schmalen Feuerstein für Dolch und Lanzenspitze,



Bronzene Dolchklingen aus Grabhügeln Nordwestfrankreichs: 1, 2, 5 aus dem Hügel Tossen Maharit bei Lesvérec (Côtes du Nord); 3, 4 aus dem Hügel Rumédon bei Ploumilian (Côtes du Nord). Schloß Kernuz, Bretagne.  
Größe  $\frac{1}{10}$ .

und so ist dann auch, als man das Schwert schuf, dessen Klinge schmal geworden. Im Mittelmeer dagegen sehen wir die breite Klinge sich stark nach Osten hin ausbreiten. In den frühesten Gräbern, die auf Kreta bisher geöffnet sind, in Cumasa bei Gortyn, sind eine Anzahl breiter Dolche gefunden, darunter zwei silberne, so daß die ganzen Metallsachen sofort als spanischer Import aufgefaßt wurden<sup>1</sup>. Das große Grab von Hagia Triada hat eine Menge breiter Klingen geliefert<sup>2</sup>. In Mykenä sind die eingelegten Dolchklingen sämtlich von der

südlichen breiten Form. Entsprechend herrscht auch unter den Schwertern von Kreta und Mykenä die breit ansetzende Form vor<sup>3</sup>, und sie weicht so sehr von der nordischen ab, daß z. B. ein derartiges vor einiger Zeit in Bulgarien gefundenes Schwert sofort als Importstück aus dem kretisch-mykenischen Kreise erkannt werden konnte<sup>4</sup>, während umgekehrt schmale Schwerter, die im mykenischen Kreise oder in Ägypten auftreten, als Import am ehesten von den Thrakern, den noch bei Homer berühmten Waffenschmieden, angesehen werden dürfen<sup>5</sup>.

4. Das Rundhaus. Seit MONTELIUS 1895<sup>6</sup> die These aufgestellt hat, daß die runde Hausform in ganz Europa die älteste gewesen sei, hat die klassische Archäologie ziemlich allgemein mit dieser Auffassung gearbeitet, die prähistorische dagegen vielfach protestiert, weil sich in Mittel- und Nordeuropa runde Häuser nicht finden wollten. In

<sup>1</sup> A. Mosso, *Le origini della Civiltà mediterranea*, 1910, S. 293.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 67 ff.

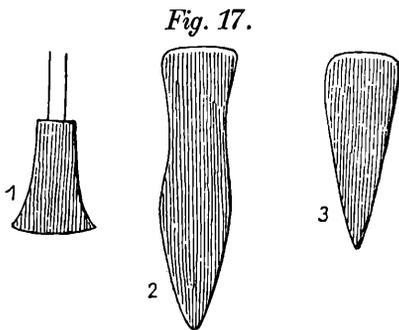
<sup>3</sup> Die auch schon in Spanien von den Gebr. SIRET gefunden ist, Taf. 34 und 68.

<sup>4</sup> HUBERT SCHMIDT, *Ethn. Zeitschr.* 44, 1912, S. 244.

<sup>5</sup> *Zeitschrift für ägypt. Sprache und Altertumskunde* 50, 1912 Taf. 5 (BURCHARDT).

<sup>6</sup> *Archiv für Anthropologie* 23. 1895 S. 445—461.

der Tat hatte MONTELIUS für diese Gegenden, da Hausgrundrisse aus der Stein- oder Bronzezeit noch nicht aufgedeckt waren, das runde Haus nur aus den runden Gräbern erschlossen und aus der allgemeinen Erwägung, daß eine Köhlerhütte, ein russisches Nomadenzelt auf ganz primitive Verhältnisse zurückgehen müsse. Inzwischen sind die Hausgrundrisse an verschiedenen Stellen zutage getreten, und die wir damit greifbar gewonnen haben, sind alle nicht rund, sondern rechteckig: so vor allem die vier Fundamente aus Lehm und Feuerstein mit abgerundeten Ecken bei Kl. Meinsdorf, Kr. Plön<sup>1</sup>, die das Kieler Museum sorgfältig erforscht hat, die Pfostenhäuser bei Trebus in der Mark, mit deren Untersuchung das Märkische Museum noch beschäftigt ist, diese alle neolithisch; ferner das bronzezeitliche Haus auf der Römerschanze bei Potsdam von 1910, das ganz den Grundriß des homerischen



Bronzenes Beil und Dolchklingen aus dem Grabhügel Tossenn (Côtes du Nord). Musée Dobrée, Nantes. Größe  $\frac{1}{10}$ .

Megaron bietet: mit dem Herd mitten im langen Hauptraum und der offenen Vorhalle an der Front (Fig. 18 b)<sup>2</sup> und die über 80 Hausgrundrisse derselben Zeit von Buch nördlich Berlin<sup>3</sup>.

Damit war für den nordischen Kreis das rechteckige Haus vom Neolithikum an erwiesen, zweifelhaft blieb aber die Form noch für den süddeutschen, den bandkeramischen Kreis. Hier standen zwei Auffassungen gegeneinander. Bei Heilbronn (Gr. Gartach) fand Dr. SCHLIZ ziemlich regelmäßige rechteckige Hausgruben und nahm demnach ein rechteckiges Haus an, bei Worms fand Dr. KÖHL immer nur ovale oder ganz unregelmäßige Gruben oder Grubenkomplexe und bestritt daraufhin das rechteckige Haus. Die Lösung ist jetzt erfolgt dadurch, daß sich an verschiedenen Stellen im Elsaß, in Württemberg, besonders klar aber 1911 in Lißdorf bei Naumburg a. S. gezeigt hat, daß auch um eine ganze Gruppe von unregelmäßigen Gruben ein ganz regelmäßiger rechteckiger Rahmen von Pfostenlöchern vorhanden sein kann, die die Stellung der Wände und damit die Form des Hauses anzeigt (Fig. 18 a)<sup>4</sup>. Da besonders günstige Boden- und Erhaltungsverhältnisse dazu gehören, um diese sehr flachen und mit nur wenig gefärbtem Boden gefüllten Löcher zu erkennen, so werden sie nicht überall festzustellen sein. Die bisherigen Er-

<sup>1</sup> KNORR, Schlesw.-Holst. Mitt. 18, 1907, S. 3.

<sup>2</sup> Prähist. Zeitschr. I, 1909 S. 231 (SCHUCHHARDT).

<sup>3</sup> Ebenda II, 1910 S. 374. 396. 399 (KIEKEBUSCH).

<sup>4</sup> Zeitschr. f. Ethnol. 1911 S. 998 ff. (SCHUCHHARDT).

fahrungen genügen aber schon, um auch für die Bandkeramik ein rechteckiges Haus als Regel anzusetzen<sup>1</sup>.

Nach diesen Erfahrungen im nord- und mitteleuropäischen Kreise fällt es nun aber um so mehr auf, wie sehr im west- und südeuropäischen von ältester Zeit her und bis heute der Rundbau volkstümlich ist. Auf der steinzeitlichen Burg bei Sabroso (Portugal) haben sich wohlerhaltene Rundhäuser gefunden; die Grundrisse zeigen ein Steinfundament von 3.50 bis 5.27 m Durchmesser und haben in ihrem Mittelpunkt einen Sockelstein für einen Holzpfeiler<sup>2</sup>. Auf der benachbarten Burg von Biteiros herrschen dieselben Häuser, aber ohne Mittelpfeiler. In Frankreich finden sich auf allen neolithischen Befestigungen wie St. Loup b. Vif (Isère), Camp de Chassey, Peu Richard usw. runde Häuser<sup>3</sup>, und in England ist es auf den britischen Burgen ebenso: auf dem Worlebury Camp b. Weston super Mare (b. Bristol) habe ich sie selber zu Dutzenden gesehen, von Dartmoor bildet schon MONTELIUS sie ab<sup>4</sup>.

In Italien bieten für die Rundhäuser der älteren Zeit klassische Beispiele die Siedlungen von Reggio-Emilia, Remedello bei Brescia, Cumarola bei Modena, Castellaccio bei Bologna<sup>5</sup>; ebenso finden sie sich bei Vibrata an der adriatischen Küste und von Ancona bis Bari hinunter (Fano bei Pesaro, Jesi, Cesina, Macchia, Tremiti, Molfetta, Matera); in Sizilien ist es ebenso (Monteracello). Vierecksbauten treten hier erst in Orsis 3. Periode der Bronzezeit, auf<sup>6</sup>.

Der Grund für diese von Anfang her verschiedene Bauart von West- und Süd- gegen Mittel- und Nordeuropa liegt in der Natur der Landstriche. Wo Langholz vorhanden ist, wie im waldreichen Norden, entsteht ganz von selbst der Rechtecksbau, wo aber felsiges Gelände ist, baut man aus Steinen eine Rundhütte und wölbt sie auch mit Steinen zu. Die bekannten Zeltzeichnungen aus der Höhle Font de Gaume (Dordogne)<sup>7</sup> zeigen meines Erachtens durch ihre Mittelstütze deutlich, daß wir es hier im Paläolithikum schon mit Rundbauten zu tun haben, denn der Giebel eines Rechteckhauses braucht keine Mittelstütze, das Wesen des Giebels besteht gerade darin, daß er durch das

<sup>1</sup> Ist doch schon in dem Pfahlbau von Schussenried (Württemberg) ein Grundriß von der Form und Größe des Römerschanzenhauses gefunden worden (Matériaux XVII 1882, Taf. 13).

<sup>2</sup> CARTAILHAC, Ages préhist. de l'Espagne etc., 1885, S. 275 ff., 284.

<sup>3</sup> DÉCHELETTE, Manuel I, S. 348.

<sup>4</sup> Archiv für Anthropologie 23, 1895, S. 460.

<sup>5</sup> PEET, The stone and bronze ages in Italy, Oxford 1909, S. 89. 188. 208.

<sup>6</sup> ALTMANN, Die italienischen Rundbauten, 1906, S. 7, 9. — In Spanien sehen wir freilich auch eckige Häuser auf den Burgen, die die Gebr. SIRET ausgegraben haben, Taf. 3, 6, 13, 19, 57, 60, 64.

<sup>7</sup> OBERMAIER, Der Mensch der Vorzeit S. 252. FORRER, Reallexikon S. 371.

Gegeneinanderstreben der Sparren sich selber trägt. Wie sehr das Rundbauen dort naturgemäß ist und den Leuten im Blute liegt, sieht man bei Reisen in Frankreich noch heute. In einsamen Gebirgsgegenden, wie in den Cevennen, bei Limogne, im Vezèretale, stehen vielfach runde steinerne Schutzhütten in den Feldern, die ganz in steinzeitlicher Art gebaut sind: mit einem lichten Durchmesser von etwa 2 m, einer fast 1 m dicken Wand und — dies besonders bezeichnend — einem kegelförmig, ohne Holzverwendung, rein aus Steinplatten zugewölbtem Dach. Das einzige Stück Holz, das sich in solch einem Bau findet, ist der Türsturz (Fig. 19).

Und dieselbe alte Neigung zum Runden und Wölben fällt bei vielen romanischen Kirchen Südfrankreichs auf. Von außen gesehen scheinen sie ein einfaches Giebeldach zu haben, kommt man aber hinein, so ist das Langschiff in mehrere Quadrate geteilt, das Querschiff als links und rechts angehängte Quadrate gestaltet und jedes Quadrat mit einer Steinkuppel überwölbt. Die einzige Kirche, die diese Kuppeln nach außen freimütig zeigt, ist die Kathedrale von Périgueux. Mit einem Giebeldach sah ich die Kuppeln überkleidet bei der Kathedrale von Angoulême und den Dorfkirchen von Gensac und Bourg sur Charrente. Bei diesen neueren Anlagen, den bäuerlichen Schutzhütten und den kirchlichen Kuppelwölbungen, zeigt sich auch, wie leicht die runde Form in die ovale übergeht; zu einer rechteckigen gelangt man aber mit diesen Baumitteln nicht, sie beruht eben auf ganz anderen Bedingungen.

Das Rundhaus hat sich bisher einige Male auf neolithischen Burgen am Oberrhein (Oltingen) und in Württemberg (Goldberg) gezeigt; stärker hat es sich, zuweilen zum Ovalhause abgewandelt im Mittelmeere, im ägäischen Kreise bemerkbar gemacht. In Kreta ist 1905 das große Ovalhaus von Chamaizi-Siteia mit seiner interessanten Innenteilung zutage getreten<sup>1</sup>, in dem ätolischen Thermon ein paar ähnliche, und in Olympia konnte danach der ovale Grundriß auf der Altis zwischen Zeustempel und Metroon als das »Haus des Oinomaos« erkannt werden<sup>2</sup>. Dazu ist in Orchomenos eine ganze Schicht mit Rund- und Ovalhäusern gekommen, vormykenisch, die Häuser unten aus Stein gebaut, oben mit einer Lehmkuppel zugewölbt. Erst über ihnen folgen in den minyischen und weiter den mykenischen Schichten Vierecksbauten<sup>3</sup>. Schließlich sind noch die zwei Steinbüchsen von Amorgos und Melos zu erwähnen, die ein und mehrere Rundhäuser darstellen<sup>4</sup>. Die Rund-

<sup>1</sup> NOACK, Ovalhaus und Palast, 1908, S. 57.

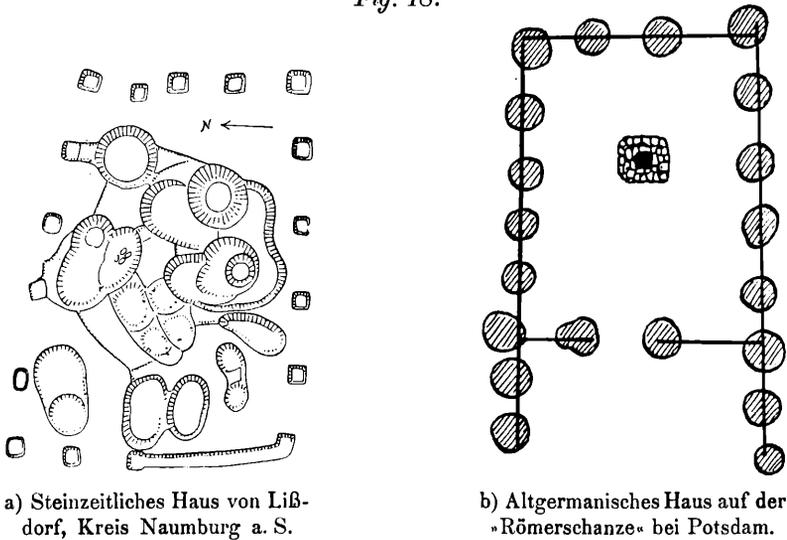
<sup>2</sup> BULLE, Orchomenos, 1907, S. 48f.

<sup>3</sup> Ebenda S. 10f. 19f.

<sup>4</sup> Ebenda S. 45.

bauten können hier von keiner anderen Seite als vom Westen gekommen sein, denn das alte Ägypten und Mesopotamien kennen ebensowenig wie der Norden den Rundbau, weder für Wohnungen noch für Gräber. In Ägypten sind die Mastabas bis in die älteste Zeit hinauf viereckig, schon der Bau, der für das Grab des Menes gehalten wird, ist so<sup>1</sup>, und in Babylonien ebenso alle Zikurats, Häuser und Gräber. Diese Länder, die ganz steinarm sind, haben sich von Anfang an Bauholz besorgt und danach ihren Stil geschaffen.

Fig. 18.



a) Steinzeitliches Haus von Lißdorf, Kreis Naumburg a. S.

b) Altgermanisches Haus auf der „Römerschanze“ bei Potsdam.

Beide 1 : 200.

Was in Kreta und Griechenland auf die Rund- und Ovalbauten folgt, ist etwas ganz und gar anderes. Die kretischen Paläste haben ihre Wurzel ebenso wie die kretische Keramik in Ägypten. Die Privathäuser, die die Deutsche Orient-Gesellschaft in Tell el Amarna ausgegraben hat<sup>2</sup> mit ihrem Binnenhofe, um den eine Anzahl von Räumen gruppiert ist, zeigen das deutlich. Die mykenischen Paläste dagegen haben ihre Wurzel im Norden, in den Gegenden, wo die holzgebauten einräumigen Häuser, hier und da mit Vorhalle, zu Hause sind, deren megaronähnlichstes Beispiel uns die Römerschanze bei Potsdam geliefert hat. Beide, der kretische und der mykenische Palast, entstammen einem Holzbaustil und damit ganz anderen Gegenden und Kulturen, als wo der Steinrundbau herrschte; sie haben sich nicht aus dem runden oder ovalen Hause entwickelt, sondern sind als neues Kulturgut von ferne hinzugebracht worden. Sie sind aber unter sich

<sup>1</sup> ERMAN, Die ägyptische Religion, 1909, S. 133f.

<sup>2</sup> Mitt. D. O. G. Nr. 46, 1911, Haus O 49, I, Haus I 531 (L. BORCHARDT).

wieder verschieden: das trojanisch-mykenische Megaron ist ein Einzelhaus, neben das im Bedarfsfall andere Einzelhäuser gesetzt werden, an einem großen Hofe; der kretische Palast dagegen vereinigt eine Fülle von Räumen zu geschlossener Masse.

Die Vorstufe zu den Burgpalästen ist der Gutshof des Odysseus: Im Megaron tafeln die Freier, in der Vorhalle übernachteten die Fremden, auf dem Hofe liegt der Mist aus den Ställen »der Mäuler und Rinder«. Odysseus wohnt noch als wirklicher Gutsherr auf seinem Ackerhofe. Er hat noch keine Burg. Entsprechend diesem primitiv-mykenischen Zustande ist auf dem Hofe auch noch ein Rudiment aus der »Rundbautenschicht«, nämlich die Tholos, bei der Telemachos die ungetreuen Mägde zusammentreiben läßt, und an deren »großem Pfeiler« er sie dann mittels eines Schiffstaues der Reihe nach aufknüpft, so daß sie zappeln wie die Drosseln (Od. 22. 460). Der Pfeiler würde die Mittelstütze sein, wie sie in Sabroso (Portugal) und in Apulien beobachtet ist und schon in den Zeichnungen des Paläolithikums auftritt.

Diese Wohnung des Odysseus, ohne die Scheunen und Ställe auf eine Burg versetzt, stellen im Grunde Troja, Tiryns, Mykenä dar. Die kretischen Paläste dagegen sind von Anfang an die Behausung eines Herrn, der dem täglichen Getriebe von Ackerbau und Viehzucht entrückt ist und mit seinen Renten sich zu fürstlicher Geselligkeit eingerichtet hat. Das eine ist ein Gutshaus, das andere ein Schloß.

5. Eine weitere Eigentümlichkeit des westeuropäischen und vielleicht allgemeiner des südlichen Kreises ist die Hockerbestattung, d. h. die Bettung der Leiche mit verschränkten Armen und hochgezogenen Knien im Gegensatz zu der im nordischen Kreise allgemein üblichen gestreckten Lagerung. Sie läßt sich, ebenso wie das runde Haus, im Westen bis ins Paläolithikum zurückverfolgen. Der 1910 ins Berliner Museum gekommene Homo Mousteriensis Hauseri, dem KLAATSCH eine »Schlafstellung« zuschreibt, hat auf jeden Fall keine gestreckte, sondern eine zusammengezogene Lage gehabt. Ebenso scheinen die Skelette von Spy gelagert gewesen zu sein<sup>1</sup>. Sicher ist die Hockerbestattung eines der beiden Skelette von La Ferrassie (Dordogne), die derselben Mousterienschiecht angehören<sup>2</sup>. Im weiteren hat auch der Homo Aurignacensis Hauseri des Berliner Museums, der mit seiner Muschelhalsskette und seiner sorgfältigen Lagerung in einer Felsrille entschieden eine Bestattung darstellt, die Knie stark angezogen. In den Grimaldi-Grotten bei Mentone sind mehrere Skelette als ausgesprochene Hocker gefunden worden, so die oft abgebildeten

<sup>1</sup> Matériaux, 1888, S. 23.

<sup>2</sup> OBERMAIER, Der Mensch der Vorzeit, 1913, S. 145.

Fig. 19.



Heutige Bauernschutzhütte in Südfrankreich, zwischen Montignac und Les Eyzies.  
 Photogr. M. Hilzheimer, Okt. 1912.

zwei zusammengelagerten aus der Grotte des Enfants<sup>1</sup>. Das Skelett von Chancelade, dessen Reste, von TESTUT (Lyon) 1888 sorgfältig gehoben und wiederhergestellt, sich im Museum zu Périgueux befinden, war so zusammengezogen, daß es die Knie unter dem Kinn hatte; und dasselbe war der Fall bei dem in Laugerie Basse bei Les Eyzies 1872 gefundenen Skelett<sup>2</sup>, das freilich vielleicht schon der neolithischen Zeit angehört. Das neuerlich bei Cap Blanc (nächst Les Eyzies) gefundene Skelett aus dem Magdalénien ist ebenfalls ein Hocker gewesen<sup>3</sup>.

Es geht diese Bestattungssitte also schon breit und hoch ins Paläolithikum hinauf. Und sie ist nicht aus einer barbarisch rück-

<sup>1</sup> DÉCHELETTE, Manuel d'Archéologie, 1910, I, S. 294. OBERMAIER, a. a. O. S. 186.

<sup>2</sup> Abbildung bei CARTAILHAC, La France préhist., 1896, S. 110. OBERMAIER, a. a. O. S. 210.

<sup>3</sup> Anthropologie, 1912, S. 598.

sichtslosen Behandlung der Leiche zu erklären, denn diese zeigt sich des öfteren sorgfältig geschmückt mit einer Muschelkette um den Hals oder auf dem Kopfe und mit ausgesucht schönen Werkzeugen in den Händen<sup>1</sup>.

Für das frühe Neolithikum zeigen die Kökkenmööddinger von Murgem in Portugal die Hockerbestattung<sup>2</sup>. Für den Übergang von der Stein- zur Bronzezeit haben die Gebr. SIRET sie regelmäßig an der Ostküste von Spanien beobachtet: Die Leichen waren teils in Höhlen gebettet (Taf. 21), teils in große Tongefäße, pithoi, eingepfercht und hatten dabei die reichsten Beigaben an Silber, Kupfer und Tongefäßen mitbekommen<sup>3</sup>. Für den ganzen Verlauf des Neolithikums bis in die Bronzezeit hinein liegen aus Frankreich eine Fülle von Beobachtungen aus den Megalithgräbern und Steinkisten vor. CARTAILHAC, der wie seine *Matériaux pour l'histoire de l'homme* ausweisen, ungezählte Jahre vorzugsweise dieses Thema gepflegt hat, gibt sein Gesamturteil dahin ab, daß man in der Bretagne wie im Westen und Süden von Frankreich durchweg Hocker gefunden hat und weist auch angesichts der Funde von Laugerie und Mentone schon auf die hohe Altertümlichkeit dieser Bestattungssitte hin<sup>4</sup>. In den französischen Steinkisten finden sich zuweilen gestreckte Skelette, meist aber Hocker, so in besonderer Menge in der Gegend von Lausanne, wo bei Chamblandes<sup>5</sup> elf Kisten und bei Pierra Portay fünfzehn Gräber mit lauter Hockern gefunden sind<sup>6</sup>. Bei Thonon in Savoyen ist es ähnlich und geht so hinüber nach Ligurien, wo die Hockerbestattung allgemein ist.

Auch in England herrscht im Bereiche des Zonenbechers, den wir als Charakteristikum des westeuropäischen Kreises kennen gelernt haben, die Hockerbestattung<sup>7</sup>, gleichermaßen in Cromlechs wie in Barrows. GREENWELL fand in der Umgegend von Stonehenge unter 301 Gräbern mit Körperbestattung nur vier in gestreckter Lage<sup>8</sup> und

<sup>1</sup> Ob die mit dem H. Moustériensis und H. Aurignacensis gefundenen Werkzeuge wirklich Beigaben sind, mag zweifelhaft erscheinen, in Mentone haben aber mehrere der Skelette große Aurignacienklingen in den Händen gehabt (VERNEAU, *L'homme de la Barma Grande*, 1908, S. 94).

<sup>2</sup> Abbildung bei CARTAILHAC, *Âge préhistorique de l'Espagne et du Portugal*, 1885, S. 56. FORRER, *Reallexikon* S. 406.

<sup>3</sup> SIRET, *Premiers âges du métal en Espagne*, 1887.

<sup>4</sup> CARTAILHAC, *La France préhist.*, 1896, S. 277.

<sup>5</sup> Abbildung bei OBERMAIER, S. 490.

<sup>6</sup> DÉCHELETTE, *Manuel I*, S. 471.

<sup>7</sup> ABERCROMBY, *Bronze age pottery*, 1912, S. 74: »when life came to an end, the body was deposited in a grave or a stone cist, in a flexed position with the knees bent up towards the chin, and the hands were generally placed near the head«.

<sup>8</sup> WOSINSKY, *Lengyel*, 1888, Teil III, S. 56.

ABERCROMBY, dem wir ein umfassendes Werk über diese Periode verdanken, weist darauf hin, daß die neuen Einwanderer, die seines Erachtens die Zonenbecherkeramik gebracht haben, nicht so weit nördlich wie die Kimbrische Halbinsel hergekommen sein können, weil dort gestreckte Bestattung herrscht, »this is an important distinction which must not be overlooked« (S. 67).

Er hat vollständig Recht. Für den nordischen Kreis ist das gestreckte Skelett durchaus bezeichnend. Schon in den Kökenmöddingern Dänemarks sind alle bisher gefundenen Skelette gestreckt<sup>1</sup>. In ganz Skandinavien gibt es nirgend liegende Hocker, nur ein paarmal ist in Dänemark ein sitzender beobachtet<sup>2</sup>. Schon das Maß der Megalithkammern mit ihrer regelmäßigen Breite von 1.80—2.00 m zeigt, daß sie darauf berechnet sind, ausgestreckte Leichen quer zur Längsrichtung gebettet aufzunehmen<sup>3</sup>.

Indessen sind doch richtige Hocker an der Nord- und Ostseeküste hier und da aufgetreten, aber bezeichnenderweise nicht in Megalithkammern, sondern in einer Umgebung westeuropäischen Charakters. So hat in Holland J. H. HOLWERDA<sup>4</sup> in den letzten Jahren wiederholt Hocker gefunden in Holzkuppelgräbern und ausgestattet mit Zonenbechern. Bei Lüneburg hat LIENAU<sup>5</sup> ebenfalls einige Hocker mit »englischen Bechern«, wie er sagt, gefunden. Bei Königsberg sind 1876 zwei Hocker, die noch heute unter den dortigen Funden einzig dastehen, gefunden, aber mit ihnen zwei verzierten Knochenplatten<sup>6</sup>, die an ihren Schmalseiten je zwei Durchbohrungen haben: ohne Zweifel die Armschutzplatten der Bogenschützen, wie sie als Gesellschafter der Zonenbecher allbekannt sind und zur Bestimmung dieser Kultur als die eines Jägervolkes geführt haben.

Von diesen Küstenstrichen aus geht auch hier und da ein Ausläufer ins Binnenland, so z. B. in die Uckermark<sup>7</sup>.

In Mitteldeutschland treten Hocker nördlich vom Harz bei Halberstadt und Börssum und weiterhin vielfach in Thüringen auf, ziehen

<sup>1</sup> MADSEN, MÜLLER u. a., *Affaldsdynger fra stenalderen i Danmark*, 1900, S. 78, 80, 100.

<sup>2</sup> SOPH. MÜLLER, *Nord. Altertumskunde* 1897, I, S. 118.

<sup>3</sup> Daß in Frankreich die ebenso bemessenen Steinkammern zumeist Hocker enthalten, deutet darauf, daß zwar die Bauform vom Norden entlehnt, die einheimische Bestattungsart in ihr aber fortgesetzt wurde.

<sup>4</sup> *Prähist. Zeitschr.* I, 1909, S. 374 ff., IV, 1912, S. 368 ff.

<sup>5</sup> *Prähist. Zeitschr.* IV, 1912, S. 411 f., *Lüneburger Museumsblätter* II, 1912, S. 310.

<sup>6</sup> *Prussia-Bericht XVIII* (1893), S. 48, (HEYDECK) Die Skelette sind gefunden bei Wiskiauten am kurischen Haff b. Cranz. Für freundliche Auskunft über diesen Fall habe ich Herrn Prof. PEISER-Königsberg zu danken.

<sup>7</sup> SCHUMANN, *Steinzeit-Gräber der Uckermark*, 1904, Taf. IX, X.

über die mittlere Elbe (Rössen b. Merseburg) und verbreiten sich in Böhmen und Mähren bis nach Ungarn (Lengyel) hinein. Sie sind aber auch hier fast immer von westeuropäischem Kulturgut begleitet, einmal den Zonenbechern und was mit ihnen zusammenhängt, zum andern mit der sogenannten »Aunjetitzer« Keramik, die ihren Namen nach einem böhmischen Fundorte führt, trotzdem aber nach ihren Formen und den Begleitfunden vom Südwesten stammen muß<sup>1</sup>. Wenn sich nicht selten auch Hocker mit der in Thüringen einheimischen Schnurkeramik finden, so kann man schwanken, ob das aus dem starken Einfluß, den hier das fremde Element geübt hat, zu erklären sei, oder etwa aus noch weit älteren Beziehungen, die Thüringen, als dem Sitze einer paläolithischen Kultur (Taubach, Ehringsdorf) zu Westeuropa zuzutrauen sind.

Das Rheinland hat, wie es in jeder Beziehung zum westeuropäischen Kreise gehört, auch Hockerbestattung. Auf dem Michelsberge waren von den schlecht erhaltenen Skeletten die wenigen, deren Lagerung sich erkennen ließ, Hocker. Bei Worms, wo in den großen Gräberfeldern die umfassendsten Beobachtungen gemacht sind, zeigt sich eigenartigerweise, daß zu der Hinkelstein-Keramik gestreckte Skelette, zur Spiralkeramik Hocker gehören. Jene hat mehr Beziehungen zum Norden, diese mehr zum Süden. Die Hinkelstein-Keramik gewinnt von Mähren und Böhmen aus, wo ihre ältesten Formen zu liegen scheinen, ganz Mitteldeutschland bis ins Braunschweigische hinein. Die Spiralkeramik hat bei Worms Beigaben von Röteln zum Schminken und von Spondylusmuscheln, deutliche Zeichen von südlicher Sitte und südlichem Verkehr<sup>2</sup>.

Im südlichen Kreise breitet sich die Hockerbestattung weit nach Osten aus. Sie geht an der Küste von Afrika entlang, wo sie in algerischen Dolmen beobachtet ist<sup>3</sup> und findet sich in der vordynastischen Schicht von Ägypten. In Italien zeigt sie sich im Norden im ligurischen Gebiete und bei Reggio d' Emilia, im Süden bei Tarent und bei Molfetta<sup>4</sup>, wo immer man die stein- und frühbronzezeitlichen Schichten anschneidet.

---

<sup>1</sup> Die Gefäßformen hängen mit dem Michelsberger Stil zusammen und haben ihre meisten Verwandten in der Westschweiz, die Säbelnadel kommt bis zur Rhone vor, die kurze breite Klinge der Dolche weist ebenfalls auf Westeuropa. (Die Haupttypen sind zusammengestellt in Hoops, Reallexikon d. German. Altertumskunde, 1911, S. 142, von HOERNES).

<sup>2</sup> KÖHL, Festschrift Worms, 1903, S. 27.

<sup>3</sup> Matériaux XXI, 1887, S. 451, 454.

<sup>4</sup> Mosso, Origini, 1910, S. 3f.

Auf Kreta gehen die Hockergräber bis in die mykenische Zeit<sup>1</sup>, für die Kykladenkultur hat sie schon DÜMLER beobachtet<sup>2</sup>, auf dem griechischen Festlande zeigt sich mehr und mehr, daß die vormykenische Schicht, die Rundhäuser führt, auch Hockergräber hat. In Orchomenos sind in dieser Schicht nur Hocker, und zwar in großer Zahl, gefunden<sup>3</sup>. Die zu ihnen gehörende Keramik ist leider noch nicht veröffentlicht. In Phokis hat soeben SOTIRIADES die Hocker in der Kamaresschicht festgestellt<sup>4</sup>. In Troja selbst sind Gräber nicht gefunden, und die großen Grabhügel haben, offenbar weil SCHLIEMANN nicht tief genug gegangen ist, kein Ergebnis geliefert. Aber der Hanä-Tepe, den CALWERT zum Teil schon vor SCHLIEMANN ausgegraben hat, zeigt in seiner untersten Schicht, die den frühesten trojanischen (I und II) gleichsteht, Hocker und erst in der darüberliegenden gestreckte Skelette<sup>5</sup>.

Die Hocker finden sich dann weiter in Südrußland<sup>6</sup>, meist nur mit Beigabe von Oker und über den Kaukasus hin (VIRCHOW: Koban) bis nach Zentralasien. In Anau hat HUBERT SCHMIDT sie bei der Pampelly-Expedition gefunden und als europäische Eigentümlichkeit bezeichnet<sup>7</sup>. Wenn sie auch bis nach Syrien hinein sich finden<sup>8</sup>, so wird das auf demselben Wege zu erklären sein, von dem nachher bei den Befestigungen noch zu reden ist.

Es fragt sich schließlich, aus welchen Beweggründen die ganze Sitte der Hockerbestattung entstanden ist. Drei Erklärungsversuche liegen vor. Der erste nimmt einfach und nüchtern ein bloßes Bestreben nach Raumersparnis an. Der zweite meint, man habe den Toten der Mutter Erde so zurückgeben wollen, wie er einst im Leibe seiner menschlichen Mutter dem Lichte entgegengeharrt habe. Der dritte will in der Fesselung der Leiche das Bestreben sehen, die Rückkehr der spukenden oder gar vampyrmäßig sich betätigenden Seele zu verhindern. Zu dieser Auffassung hat wesentlich beigetragen, daß man vielfach über den Leichen eine »Steinpackung« oder einen einzelnen großen Stein fand und glaubte, daß diese direkt auf die Leiche gelegt worden seien. Sie sind aber, wie neuere Beobachtungen gezeigt haben, nur die Umpackung und Überdeckung des Bohlensarges, der so häufig die Steinkiste vertreten hat.

<sup>1</sup> A. J. EVANS, The prehistoric tombs of Knossos (Archaeologia LIX), S. 9, 78 f., 82, 86, 92.

<sup>2</sup> Athen. Mitt., 1886, S. 17.

<sup>3</sup> BULLE, Orchomenos, S. 9.

<sup>4</sup> Revue des études grecques, 1912, S. 278.

<sup>5</sup> SCHLIEMANN, Ilios, 1881, S. 785 f., 789.

<sup>6</sup> EBERT, Prähist. Zeitschr. III, 1911, S. 265 f.

<sup>7</sup> Publication No. 73 of the Carnegie Institution, S. 85, 180.

<sup>8</sup> Gewöhnlich als Bauopfer betrachtet, OBERMAIER, Der Mensch der Vorzeit, S. 539 f.

Mir ist von den drei Erklärungen die letztere mindestens unsicher, die mittlere in ihrer Gesuchtheit unannehmbar, und ich bekenne mich daher zu der nüchternen ersten, die die Raumersparnis im Auge hat. Gerade wo wir sehen, daß die Hockerbestattung nicht von Anfang her gemeineuropäisch gewesen ist, daß sie vielmehr ihren Ausgangspunkt in denselben Gegenden hat, die auch das Rundhaus gezeitigt haben, werden wir des steinigen Bodens von Frankreich und Spanien gedenken — dessentwegen noch die Scipionenlager vor Numantia ohne Gräben angelegt wurden! — und verstehen, wenn die Steinzeitleute mit ihren mangelhaften Werkzeugen lieber ein kleines als ein großes Grab ausschachten wollten.

Noch zwei Eigentümlichkeiten des westeuropäischen Kulturkreises muß ich wenigstens kurz hervorheben: die Grabbauten und die Befestigungen. Eingehender befassen möchte ich mich heute mit ihnen nicht, weil das mit der einen erst kürzlich geschehen ist<sup>1</sup>, die andere aber überhaupt noch nicht ganz spruchreif erscheint.

6. Grabbauten. Über die spanischen Megalithgräber hat soeben G. WILKE zusammengestellt, was die letzten Forschungen im Lande ergeben haben<sup>2</sup>. Es lassen sich drei Stufen erkennen: 1. Dolmen und einfache Ganggräber, 2. größere Ganggräber, aber noch ohne Gewölbebau, und 3. vollentwickelte Ganggräber und große Anlagen mit falschem Gewölbebau<sup>3</sup> (vgl. oben Fig. 19). Die ersten beiden gehören noch der reinen Steinzeit an mit einfachsten kürbis- und beutelförmigen Tongefäßen, die dritte hat die Keramik der Ciempozuelos-Stufe, dazu Glockenbecher sowie Kupfer- und Bronzegeräte. Wenn wir nun diese Gewölbebauten fortentwickelt sehen in den alten Tholen von Kreta, die frühminoisch sind, und diese wieder in den Kuppelgräbern Ostgriechenlands, die der mittelmikenischen Zeit angehören, so ist nach der formalen und zeitlichen Abfolge<sup>4</sup> an einer geschlossenen Entwicklung von Spanien bis Mykenä doch nicht mehr zu zweifeln.

Steinkreise, keltisch Cromlechs, die in der Mitte ein Grab haben, oder auch im Kreise umher eine Reihe von Gräbern, je zu Füßen der hohen Steine, die den Kreis bilden, gibt es besonders im südlichen England und dann wieder in der Grafschaft Aberdeenshire eine

<sup>1</sup> In dem Aufsätze »Stonehenge«, Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 292—340.

<sup>2</sup> Südwesteuropäische Megalithkultur, 1912, S. 31—45.

<sup>3</sup> Das schöne Beispiel von Alcalá, Prov. Algarve, bei WILKE, S. 11, und P. PARIS, L'art et l'industrie de l'Espagne primitive, 1903, S. 39.

<sup>4</sup> Über die Chronologie steht durch die Untersuchungen HUB. SCHMIDTS (Prähist. Zeitschr. I, 1909, S. 138) und FIMMENS (Zeit u. Dauer d. kret.-myk. Kultur, 1909) jetzt so viel fest, daß Troja I = Ciempozuelos, Remedello und Anghelu-Ruju ist, Troja II = El Argar, I. Sikul-Periode, Early Minoan III und ältere Kykladenkultur, und daß Troja II nach ägyptischen Parallelfunden in die Zeit von 2500—2360 gehört.

Menge. Die bekannteste, weil bestgearbeitete und besterhaltene Anlage ist Stonehenge in der Nähe von Salisbury. Vielfach werden diese Anlagen für Sonnenheiligtümer gehalten, weil sie rund sind, und weil die Steinalleen, die zu ihnen führen, eine bestimmte Orientierung haben sollen. Daß diese Auffassung irrig ist, habe ich schon früher umfassend dargelegt<sup>1</sup>. Überall, wo man in den Steinkreisen regelrecht gegraben hat, sind in ihnen die Gräber gefunden worden, und die Zugänge wechseln bei den verschiedenen Anlagen so sehr, daß sie unmöglich eine bestimmte Orientierung anzeigen können. Ganz kürzlich ist bei einem der Steinkreise von Avebury, den Long Stones bei Beckhampton<sup>2</sup>, ein großer Kreisstein umgefallen, und als man ihn wieder aufrichten wollte und zu dem Zweck an seinem Fuße ein weites Loch machte, fand sich vor dem Stein, nach dem Innern des Kreises zu, ein wohl-erhaltenes Hockergrab, ausgestattet mit einem Zonenbecher<sup>3</sup>.

Im Herbst 1912 habe ich in der Bretagne die großen megalithischen Denkmäler kennen gelernt und die wichtigsten von ihnen aufgenommen. Soviel über diese Anlagen geschrieben und gestritten ist, so war doch bis dahin keine von ihnen vollständig kartiert und in mehr als einer kleinen Skizze veröffentlicht worden. Meine Beobachtungen zeigen nun, daß die Alignements keineswegs geradlinige Orientierungslinien sind, sondern je nach dem Terrain sich biegen und schmiegen, und daß sie auch nicht eine Sache für sich sind, sondern nur Mittel zum Zweck, indem jede solche Steinallee hinführt zu einem großen Cromlech, der zuweilen noch eng verbunden ist mit großen Hünenbetten zu seiner Seite. Wo also der Steinkreis nicht selbst die Grabstätte war, war er der Festplatz für den Totenkult, und die Heroengräber lagen unmittelbar daneben, die langen Steinreihen aber waren augenscheinlich die Prozessionsstraße, die in ihrer reichen Gliederung vielleicht bestimmten Zeremonien diente.

In Verbindung mit diesen Anlagen ist mir die Bedeutung des Menhirs völlig klar geworden. Bei Kerleskan liegt neben dem großen Cromlech das große Hünenbett, und am Kopfende des Hünenbetts steht ein mächtiger Menhir aufrecht. So habe ich den Menhir als

<sup>1</sup> Prähist. Zeitschr. II, 1910, Stonehenge, S. 323f.

<sup>2</sup> Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 312, 315.

<sup>3</sup> Dargestellt und genauestens beschrieben im »Man« Dezember 1912, S. 201 ff.: von den drei Steinen, die früher noch vorhanden waren, ist einer schon vor Jahren gefallen, von den zwei verbliebenen wieder einer am 2. Dezember 1911. Bei dem Bemühen, ihn wieder aufzurichten, legte man seine Umgebung frei und fand dabei »immediately in front of the hole in which the stone had stood«, also an der Innenseite (nach dem Kreisinnern zugekehrten Seite) des Steines das Skelett, dessen Lage zu dem Steine in Skizze dargestellt wird. Von Metall war keine Spur vorhanden; die Funde kommen nach Devizes, wo auch die von Stonehenge aufbewahrt werden.

Hüter des Grabes dann öfter getroffen und in denjenigen Fällen, es waren freilich nur zwei, wo das Grab im wesentlichen freigelegt und der Menhir davor erhalten war, zeigte sich, daß er vor der Tür des Grabes stand. Ich bin deshalb heute nur noch mehr der Ansicht, die ich vor 2 Jahren ausgesprochen habe<sup>1</sup>, daß der Menhir in Nachahmung des alten Göttersteins und Götterthrons ein Seelenthron ist, daß die Seele, vom Leibe gelöst und wie ein Vogel in der Luft verkehrend, auf diesem Steine ihren Ruhesitz finden sollte.

Daß diese Steinkreise mit dem Menhir, die sich von Westeuropa aus zur See fortgepflanzt haben und so an der Weichselmündung vorkommen, daß sie noch mehr im Mittelländischen Meere entlang gewandert sind<sup>2</sup> und das Mykenische Gräberrund mit seinen Stelen ein Abkömmling von ihnen ist, habe ich ebenfalls schon 1910 gesagt<sup>3</sup>. Ich will heute nur eines hinzufügen. In einem hübschen Aufsatz Elyision und Rhadamantys<sup>4</sup> hat LUDOLF MALTEN soeben dargelegt, daß das Elyision sprachlich und begrifflich einer vorgriechischen Unterschicht angehört<sup>5</sup> und daß deshalb das Entrücken hervorragender Toter zu den Inseln der Seligen, wie es als Fremdkörper im Epos steht, auch den späteren Griechen nie in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß es vielmehr aus der alten Tradition eines fremden Volkes stammen muß. Nun wohl, dieser Agnostos Theos des Atheners MALTEN läßt sich, glaub ich, finden und zeigen, ohne daß man darum ein Paulus zu sein braucht. Wenn in der Bretagne Monolithe bis zu 21 m Höhe vor den Gräbern aufgestellt sind und Feststraßen von über 1 km Länge zu den Kultplätzen führen, wenn Stonehenge mit einem kunstfertigen Aufwand ohnegleichen gebaut und durch eine breite, eingewallte Straße mit einer riesigen Rennbahn verbunden ist, wenn in der einen Grafschaft Aberdeenshire 175 Steinkreise vorhanden sind, so bedeutet das alles einen hochentwickelten und allgemein verbreiteten Heroenkultus. Hier glaubte jedermann an ein Fortleben der Seele, an ihre lebendige Teilnahme, wenn an bestimmten Tagen ihr zu Ehren Feste mit Aufzügen und Wettspielen gefeiert wurden. Hier in Westeuropa liegt die Erklärung und wohl auch die Wurzel für die vorgriechische Schicht, die MALTEN sehr richtig erschlossen hat<sup>6</sup>.

<sup>1</sup> Stonehenge Prähist. Zeitschr. II, 1910 S. 331 ff.

<sup>2</sup> Bei Otranto stehen heute noch Menhirs (abgebildet bei Mosso, Origini, 1910, S. 181). Südfranzösische Cromlechs mit Gräbern werden in den Matériaux XIII, 1878 S. 246 ff. beschrieben, spanische bei CARTAILHAC: l'Espagne etc. S. 191, algerische in den Matériaux XXI, 1887, S. 453 ff.

<sup>3</sup> Prähist. Zeitschr. II, 1910, Stonehenge. S. 324.

<sup>4</sup> Archäol. Jahrb. XXVIII, 1913, S. 35—51.

<sup>5</sup> A. a. O. S. 43.

<sup>6</sup> Herodot berichtet (IV, 93f.), daß die Geten, die vornehmsten unter den Thrakern, sich für unsterblich hielten, das heiße, sie glaubten, daß die Verstorbenen

7. Befestigungen, Burgen erfordern zur gehörigen Untersuchung mehr Geld und Geduld als irgend etwas anderes. Daher kennen wir von ihnen in West- und Mitteleuropa, wo für die heimische Forschung weit weniger Mittel und Kräfte zur Verfügung stehen als für die im Osten, nur das was lokale Gunstverhältnisse gerade geklärt haben. Im norddeutschen Flachlande scheinen Burgen erst mit dem Einbruch der Sachsen vom 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. angelegt zu sein. In Mittel- und Süddeutschland erschienen die Ringwälle lange Zeit la-tène- und höchstens bronzezeitlich. Erst seit guten zehn Jahren sind am Mittel- und Oberrhein die steinzeitlichen erkannt: Michelsberg, Urmitz, Mayen, Plaidt, Oltingen. Sie stehen durchaus unter der Herrschaft der westeuropäischen »Pfahlbaukeramik«. Auf dem Michelsberg, in Urmitz und Mayen gibt es nichts anderes, in Plaidt kam zum ersten Male auch etwas Spiralkeramik vor, in Oltingen ist bisher noch gar keine Keramik gefunden.

Das ist ein deutlicher Wink, daß die Befestigungen der westeuropäischen Kultur entstammen. In der Tat lassen sich heute in Frankreich schon eine Menge neolithischer Oppida aufzählen<sup>1</sup>, und die reichste Ausbeute hat unter ihnen das Camp de Chassey geliefert, dessen Keramik oben behandelt wurde.

Auch in Spanien sind schon neolithische und frühbronzezeitliche Befestigungen zu erkennen; mehrere haben die Gebrüder SIRET ausgegraben<sup>2</sup>; und im italischen Kreise finden sie sich stellenweise weiter<sup>3</sup>. Wenn dann aber im Südosten die Verhältnisse so zwiespältig liegen, daß in Kreta und Ägypten sich gar keine Burgen finden, in Troja, Tiryns und Mykenä dagegen sie in ihrer energischen Ausbildung das Symbol der Herrschermacht darstellen, so können wir dafür die Erklärung wenigstens im Nebel erkennen. Vom Oberrhein ziehen die steinzeitlichen Burgen durch Württemberg die Donau hinunter (Goldberg), und bei der in Ungarn nordsüdlich fließenden Donau stauen sie sich derartig, daß an der Donaustrecke selbst 12 und in den Nebentälern des Kopos, Sio, Sarviz, Koppany, Raab, Rabcza, Eipel, Gran Waag, Maros, Körös gegen 100 Befestigungen zu zählen sind<sup>4</sup>. Nur zwei davon sind genauer untersucht, vorlängst Lengyel im Komitat Tolna: sie hat Hockergräber geliefert und eine Art Pfahlbaukeramik,

---

zum Geiste des Zamolxis eingingen. — Dieser Glaube würde der Heroenauffassung von Westeuropa entsprechen, und daß er so weit die Donau hinuntergewandert wäre, würde nach mannigfachen Analogien nicht wundernehmen.

<sup>1</sup> DÉCHELETTE, Manuel I, S. 353.

<sup>2</sup> SIRET, a. a. O. Taf. 3, 6, 13, 17, 19, 57, 60, 64.

<sup>3</sup> Ethnol. Zeitschr. 32, 1900, S. 403 ff. ORSI: Mon. Ant. IX, 18, 20. MAYR, Globus 37, 1900, S. 137 ff.

<sup>4</sup> WOSINSKY, Das prähist. Schanzwerk Lengyel, 1888, S. 8.

zum Teil mit Spiralverzierung; ganz neuerdings Perjamos bei Temesvar, wo ebenfalls Pfahlbaukeramik und ovale Häuser beobachtet sind<sup>1</sup>. Die Burgen setzen sich dann in Serbien und Rumänien fort. Das Belgrader Museum hat verschiedene erforscht. In Cucuteni bei Jassy hat HUBERT SCHMIDT mit den Mitteln der VIRCHOW-Stiftung für das Berliner Kgl. Museum in zwei Kampagnen graben und eine Menge wertvollen Materials heimbringen können. Auch Cucuteni ist eine Burg — die Gräben zweier Perioden haben sich nachweisen lassen — mit reichbemalter Keramik; die erste Periode ist rein steinzeitlich, in der zweiten tritt Kupfer auf. Mit einer sehr verwandten Keramik sind die steinzeitlichen Burgen Sesklo und Dimini in Thessalien, die die Griechen (TSUNTAS), sowie eine Reihe anderer der dortigen Gegenden, die die Engländer (WACE und THOMPSON) erforscht haben, ausgestattet.

Damit scheint der Weg gezeigt, den die Burgen in den troisch-mykenischen Kreis genommen haben, und es wird uns nicht sonderlich auffallen, wenn eine Befestigung von Urmitz oder Mayen in manchem, wie dem großen Sohlgraben, der breiten Berme, den vielen Toren der Umwehrung des griechischen Schiffslagers vor Troja entspricht<sup>2</sup>, oder die Beschreibung von Alkinoos' Burg mit den *τείχεα μακρὰ, ὑψηλὰ, σκολόπεσσιν ἀρηρότα* (Od. 7. 44f.) den durch die großen Pfostenlöcher angezeigten Verhältnissen in Deutschland parallel geht.

Nach Kreta sind die Burgen nicht gelangt, wie ja auch der germanisch-trojanisch-mykenische Palast dorthin nicht gelangt ist. Wenn aber im Lande Kanaan sich beim Auftreten der Juden bereits Burgen finden (Jericho usw.), so ist nicht unmöglich, daß auch sie aus dem troisch-mykenischen Kreise übertragen sind, denn im Orient und in Ägypten gab es vordem keine. Die Hettiter haben, wie ED. MEYER kürzlich ausführte<sup>3</sup>, anscheinend die Vermittler vom nördlichen Kleinasien nach Syrien und Mesopotamien gespielt; in Jericho war an den Bauten manches auffallend trojanisch und der Salomonische Tempel zeigt in Grundriß und Massen Verwandtschaft mit dem trojanischen Palast.

Ergab sich aus der Keramik, die immer der beste Gradmesser für den Stil der Bevölkerung ist, daß das neolithische Westeuropa eine Kultureinheit bildet, deren Wurzeln schon in der vorkeramischen Zeit des Paläolithikums liegen, so wurde diese Wahrnehmung durch

<sup>1</sup> ROSKA, Fouilles aux remparts de Perjámos, in Földrajzi Közlemenyek, Bd. 39, 1912, S. 8, 12, 31.

<sup>2</sup> LEHNER, Prähist. Zeitschr. II, 1910 S. 21 f.

<sup>3</sup> Berl. Archäol. Ges. 3. Juni 1913.

mehrere weitere Beobachtungen unterstützt: auch das runde Haus und die Hockerbestattung gehen ins Paläolithikum zurück, sie weisen beide auf felsigen Boden, auf dem es kein Bauholz gibt zu einem Langhause, und in dem man einen möglichst kleinen Einschnitt macht, um den Toten zu bestatten. Daß man aber — auch bereits im Paläolithikum — den Toten bei der Bestattung köstlich schmückt und ihm allerhand nützliche Geräte mitgibt, beweist den schon voll entwickelten Glauben an ein Fortleben im Jenseits, und dieser Glaube erklärt uns die merkwürdigen, in dieser Vollendung und dieser Fülle nur in Westeuropa vorhandenen Totenkultanlagen der Steinbronzezeit. Wir haben somit in Spanien, Frankreich und Südengland eine geschlossene Kultur vor Augen, bei der immer eins ins andere greift. In stärkstem Gegensatz zu ihr steht Nordeuropa, wo die Vorbedingungen für Leben und Schaffen am meisten verschieden sind. Nur im Anfang des Neolithikums zeigen sich hier Einflüsse vom Westen (Kökkenmüddinger Keramik), sehr bald stellt man sich ganz auf eigene Füße. Etwas wärmer ist das Verhältnis zu Mitteleuropa. Das Rheinland vermittelt, die Donau gewährt den unvergleichlichen Weg nach dem Osten. So breiten sich hier Gefäße, Häuser, Burgen aus. Am lebendigsten aber hat sich im Mittelmeere die Fernwirkung gestaltet. Hier hat sie so früh schon eingesetzt, daß für manche Dinge, wie das Rundhaus und die Hockerbestattung, an sich kaum erkennbar ist, ob sie überhaupt von einem bestimmten Punkte ausgegangen sind oder etwa Parallelentwicklungen in verschiedenen Gegenden darstellen. Nur das Schwergewicht der uralten geschlossenen Westkultur kann hier eine Entscheidung an die Hand geben: im Osten ist erstens so früh noch keine hohe Kultur zu bemerken, und zweitens würden gerade die Schwemmlande des Nil und des Euphrat-Tigris keine Erklärung geben für die Entstehung von Rundhaus und Hockerbestattung.

Das Bild dieser Westkultur ist deshalb bisher nicht einheitlich erfaßt worden, weil man wichtige seiner Eigentümlichkeiten, wie das Rundhaus und die Hockerbestattung, für allgemein europäisch hielt, andere, wie die Kuppelgräber und die Gefäßformen, wie üblich, von Osten nach Westen gewandert dachte, und schließlich die gute Kinderstube, die das Paläolithikum für die Kulturerziehung des Westens abgegeben hat, überhaupt nicht in Rechnung stellte.

Ob die Länder um das Mittelmeer von einer einheitlichen Rasse, dem *Homo mediterraneus* besiedelt gewesen sind, wie manche Anthropologen glauben, kommt archäologisch wenig in Betracht; denn eine Rasse können wir durch eine bestimmte Kultur nicht beweisen, sondern immer nur Volksgemeinschaft oder Handelsbeziehungen. Eine Volksgemeinschaft wird aber natürlich durch Rasse gefördert, und so

brauchen wir es nicht abzulehnen, in der anthropologischen Beobachtung eine Unterstützung unserer archäologischen zu sehen. Für Spanien und Südfrankreich würde nach alter Tradition der Name der Iberer gegeben sein<sup>1</sup>, für Italien der der Ligurer, für Griechenland und die Inseln der der Pelasger, Karer und Leleger. Wie diese Völkernamen sprachlich das vorindogermanische Südeuropa bezeichnen, so stellt die von mir charakterisierte Kultur die gleiche vom Griechischen, Italischen, Keltischen, Germanischen noch nicht berührte Unterschicht dar, die wohl verdient, fest ins Auge gefaßt zu werden, bevor man sich den heute so viel behandelten indogermanischen Problemen zuwendet. Auf griechischem Boden würde für die Scheidung der beiden Schichten bestimmend sein das Auftreten der gestreckten Skelette in den Schachtgräbern und des troisch-mykenischen Palastes in einer Burg, denn die Burg, trotzdem sie westlichen Ursprungs ist, kam nach Griechenland vom Norden.

---

<sup>1</sup> Vornehmen Iberern werden nach Aristoteles (Polit. VIII 2, S. 1324b 19 der Berl. Ausg.) so viele »Obelisk« um ihr Grab gestellt, als sie Feinde erschlagen haben; als Iberer betrachtet Tacitus (Agricola 11) die Silurer im südlichen England, und Iberer sollen nach Ephoros (Strabo 6. 2. 4) auch die Urbewohner von Sizilien gewesen sein.